

Ulrich Herrmann

Leitbild „Gesprächskultur Lehrer-Eltern-Schüler“

Wie soll das Schuljahr weitergehen? Viele Lehrer/innen klagen. Viele Schüler/innen klagen noch mehr. Viele Eltern wissen nicht, wo sie sich beklagen sollen. Viele möchten und müßten sich beklagen, fürchten aber die Folgen für ihre Kinder. Lehrer/innen klagen: über Streß und mangelnde Würdigung ihrer Arbeit, über einen Arbeitsalltag, den sie häufiger eher als Opfer denn als Täter erleben. Und alle helfen sich gegenseitig – nicht! Die Schüler/innen möchten, daß Schule Sinn macht. Die Eltern möchten ihre Ratlosigkeit beenden können. Vor allem ohne Zoff und Disput, dem sie nicht gewachsen sind, zumeist auch nicht gewachsen sein *können*: Lehrer/innen haben schon deswegen „das letzte Wort“, weil die Eltern den Schulalltag aus eigenem Erleben ja nicht kennen *können*.

Als die Schule noch die Schule war, die Familie noch Familie, das Kinder- und Jugendleben noch in sich zentriert, bestand kaum ein Anlaß, die Lehrer und die Eltern und die Kinder miteinander ins Gespräch zu bringen: Schule war Unterricht, Familie war Erziehung, der Rest war Freizeit. *Tempi passati*. Heute *müssen* Lehrer, Eltern, Schüler/Kinder und Freizeit-/Sozialpädagogen miteinander ins Gespräch gebracht werden: Schule kann sich nicht auf Unterricht beschränken, sondern soll/muß Erziehungsfunktionen wahrnehmen (können). Familie? Das hat sich für viele Kinder in vielfältige Lebensformen auch der *Nicht-Familie* aufgelöst, mit vielfältigen auch *instabilen* Erziehungserfahrungen. Freizeit *irgendwo*? In *irgendeiner* Clique? Kann man die Heranwachsenden sich dort unkontrolliert überlassen? Wohl kaum. Das heißt aber: Es gibt ständig Anlässe, daß über Lernen und Leben geredet werden muß. Nur: *Wer redet aus welchem Anlaß wie mit wem über was?*

Also: *Wie* soll es weitergehen können? Ganz einfach: *Regeln* der Aussprache, Auseinandersetzung, Verständigung müssen her, die allen Beteiligten und Betroffenen nützen. *Verfahren*, die Einstieg *und* Schutz bieten. *Angebote*, die keine Risiken enthalten, die Mut machen. – Wir brauchen keine neue Leitkultur, sondern müssen alte schulische Leid-Kulturen abbauen lernen. Lehrer-, Eltern- und Schülervvertretungen, Arbeitskreise und Runde Tische müssen Anfänge wagen. Sie sollten Moderatoren haben, am besten gleich eine Sechserbande:

2 Lehrer/innen, 2 Mutter/Vater (je 1x Deutsche/Nichtdeutsche mit nicht/deutsch/sprachigem Hintergrund), 2 Schüler/innen. Und die diskutieren mal vorab, ob und welches Leitbild sie richtig fänden.

Als vor einem Jahrhundert dieses Miteinander-Reden auch schon mal schwierig war, zogen Pädagogen *auch* die Konsequenz, einen „Störfaktor“ dieses schwierigen Kommunikationssystems aus dem Verkehr zu ziehen: die Eltern. Sie meinten, diese hinderten die Heranwachsenden ohnehin zu sehr an ihrer Selbstfindung. Das war übrigens ein früher Effekt der Jugendbewegung. Gustav Wyneken, Gründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf – früherer Mitarbeiter von Hermann Lietz, dem Begründer der Deutschen Landerziehungsheime – war dieser Auffassung, ebenso sein Mitstreiter Siegfried Bernfeld, ein früherer Schüler von Sigmund Freud: Er erfand deshalb für die Organisation der Kibbuz-Erziehung die Trennung von Familie und Gruppe und von leiblicher und Tagesmutter. Aber das bedeutete nichts anderes, als für diese pädagogisch konstruierte Konstellation – und Schule bis heute nichts anderes! – eine *eigene* Kommunikationsstruktur zu erfinden und zu praktizieren, die eben *dies* bewältigt: *Wer redet aus welchem Anlaß wie mit wem über was?* Das kann man bei Wyneken in seinen Texten über die Schulgemeinde, bei Bernfeld in seinem Bericht über das Kinderheim Baumgarten in Wien (1919/20), bei Karl Wilker in seinem Bericht über das Fürsorgeerziehungsheim „Lindenhof“ in Berlin (1922) nachlesen. Und die Jahresberichte von den Ehemaligen-Treffen der Landerziehungsheime und Internate legen Zeugnis davon ab, ob und wie mit welcher erfolgreichen (oder auch erfolglosen) Erziehungsmächtigkeit und Bildungskraft diese Kommunikationsstruktur in guten Lebensgemeinschaftsschulen – denn um diese geht es! – durchgebildet wurde und bis heute wird.

Für den Schulalltag der Schüler/innen ist wichtig: Wie können sie es „überbringen“, was für sie Sinn macht und was nicht? Wie werden sie dazu angeleitet? Vor allem: Sie müssen *konkret erfahren* können, welchen *Sinn* es macht, daß sie in der Schule etwas *tun*, was *Sinn macht*. Das kann nicht darin bestehen, Unterricht „abzuhocken“.

Für die Eltern ist wichtig: Sie sollen sich eingeladen und aufgefordert fühlen, sich für das Schulleben ihrer Kinder zu interessieren, sich einzubringen, mitzuhelfen, daß Schule nicht

bloß Unterrichtsanstalt ist, sondern ihren Kindern zu Selbst- und Lebenserfahrung verhilft. Aber wie hilft man Eltern, diese Aufgabe zu übernehmen? Es kann nicht sein, daß Lehrer/innen eine *zentrale* Aufgabe ihres Berufs vernachlässigen: Elternbildung.

Für den heutigen Arbeitsalltag von Lehrer/innen ist wichtig: Wie gelingt es ihnen, den eigenen Berufsalltag durch Rückmeldungen zu kontrollieren, zu stützen, sich im unterrichtlichen Handeln und im alltäglichen Umgang mit den jungen Leuten sensibel zu erhalten und der eigenen Selbstwirksamkeit zu vergewissern? Zu erfahren, wie das Ziel der ganzen beruflichen Anstrengungen und des persönlichen Engagements – die Förderung der Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, der Selbstentwicklung und Selbstkontrolle bei den Schüler/innen – auch tatsächlich bewirkt bzw. erreicht wurde?

Solche Rückmeldungen müssen systematisch erzeugt werden. Die Kanäle, auf denen sie erfolgen, müssen sorgfältig gepflegt werden. Manchmal bedarf es eigenen Trainings. So berichteten Lehrer/innen im Rahmen der zahlreichen Interviews der Ulmer Studie über Berufsbiographien. Diese Rückmeldungen waren für sie eine Quelle der Berufszufriedenheit, der Innovations- und Kommunikationsfähigkeit, auch der Vermeidung mancher üblichen *burn-out*-Fälle.

Überraschend war, daß eine „Datenbasis“ als die entscheidende für das Verständnis des Schüleralltags angegeben wurde: die Schulerfahrungen der eigenen Kinder! Was die denn alles so berichteten aus der Schule und von Kolleg/inn/en, wo man seinen eigenen Arbeitsalltag verbrachte... Das legt es nahe, über Verfahren und Regeln nachzudenken, wie Lehrer, Eltern und Schüler in ein Kommunikationssystem und in einen institutionalisierten Gedanken- und Erfahrungsaustausch gebracht werden können, der allen nur nützen kann. Denn dann geht es nicht mehr darum, wer sich „was getraut“ oder nicht, wer „mit wem kann“ oder nicht, wer „was zu befürchten hat“ oder nicht.

Jede halbwegs erfolgsorientierte Firma hat ihr „Leitbild“ für die interne Kommunikation entwickelt. Jedes Unternehmen, das keine Ressourcen verschleudern will, kümmert sich um seine internen, häufig schlummernden Kreativitätspotentiale. Für die Firma „Staatsschule“

reicht es nicht länger, den vielbeschworenen „Erziehungsauftrag“ im Munde zu führen und den „Bildungsauftrag“ wie ein Weihrauchfaß vor sich herzutragen, sich ansonsten aber um die alltäglichen, durch die Schule häufig selber erzeugten Schülerprobleme nicht zu kümmern (sie im Zweifel an den Beratungslehrer oder an die örtliche Bildungsberatungsstelle zu delegieren) und die von Ratlosigkeit oder gar Verzweiflung geprägten Sorgen der Eltern gerade auch bei den Elternabenden abzuwehren oder unter Verschuß zu halten. Diese Sachverhalte sind nicht zuletzt auf die *Systemqualität* der Institution Schule zurückzuführen und beileibe nicht jemandes persönliche Strategie oder Böswilligkeit. Aber eben deshalb müssen *Personen* gegen die *Institution* antreten, und das können sie strategisch und psychologisch nur dann erfolgreich, wenn sie gegen den Systemzwang eine eigene Selbstbestimmung setzen: das Praktizieren konkreter Formen einer neuen Gesprächskultur, die die Alltagskonflikte bearbeiten und beheben hilft, die die Berufszufriedenheit der Lehrer steigert, die Ratlosigkeit der Eltern mildert, sie als Partner gewinnt und die die Kreativitätspotentiale der Schüler freisetzen hilft.

Das geht nur, wenn Lehrer/innen sich auch selber „zur Rede stellen“; wenn Eltern es lernen, mit ihren narzistischen Kränkungen umzugehen; wenn Schüler/innen erfahren, daß die Schule *ihre* eigene, sie betreffende Angelegenheit ist, für die sie mitverantwortlich sind. *Dazu* soll mit den folgenden Anregungen zu einem Leitbild „Gesprächskultur“ angeregt und ermutigt werden.

„Wie Lehrer und Eltern untereinander und mit Kindern und jungen Leuten umgehen sollen“

Anregungen für ein Leitbild „Gesprächskultur“

I. Die gemeinsame Basis

Lehrerinnen und Lehrer sind wie alle anderen Berufstätigen auf Ermutigung und Lob angewiesen, aber auch auf Anregungen und konstruktive Kritik. Auch sie können ihren Beruf nicht ohne Motivation und selbstkritische Rückbesinnung erfolgreich ausüben.

Nichts anderes gilt für Mütter und Väter und alle, die in Erziehungsverantwortung stehen. Denn sie müssen sich immer wieder versichern, ob sie den ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen gerecht geworden sind und wo sie ihr eigenes Tun verbessern und ihr Verhalten ändern müssen.

Nichts anderes gilt für Schülerinnen und Schüler. Ohne Ermutigung und Lob können sie keine vertrauensvollen förderlichen Beziehungen zu Eltern und Älteren aufbauen, können sie in der Schule nicht erfolgreich sein. Sie müssen Selbstkritik und Selbstdisziplin lernen, und dies tun sie am besten durch das Lernen am Vorbild der Eltern und Lehrer.

II. Vom Umgang der Lehrer/innen und Eltern miteinander

Wir Lehrerinnen und Lehrer ermutigen daher die Eltern und laden sie ein, sich regelmäßig mit uns zu treffen, damit wir uns über alle wichtigen Dinge des Schul- und Unterrichtsalltags offen und konstruktiv auszusprechen können.

Trotz unserer zeitlichen Belastungen im Arbeitsalltag nehmen wir Lehrerinnen und Lehrer uns mehr Zeit für den Kontakt zu den Eltern. Wir Lehrerinnen und Lehrer möchten mehr über den Lebensalltag der Kinder wissen, um ihnen gerecht werden zu können. Wir Eltern werden uns mehr für den Schulalltag ihrer Kinder interessieren und untereinander Gesprächskreise bilden. Wir Lehrerinnen und Lehrer werden das Interesse der Eltern ernst nehmen und ihre Anfragen nicht als unqualifizierte Einmischung ablehnen.

Wir Eltern und wir Lehrer/innen verpflichten uns gegenseitig, unsere gemeinsamen Aussprachen nicht dadurch zu belasten, daß wir uns immer gleich gekränkt oder angegriffen fühlen. Wir wollen uns bemühen, weder billige Ausflüchte zu suchen noch eilige Selbstrechtfertigungen oder leichtfertige Schuldzuweisungen vorzunehmen.

Wir Lehrer wissen um unsere Empfindlichkeit im Hinblick auf Kritik an unserer Arbeit. Wir werben um Verständnis für die begrenzten Möglichkeiten im Schulalltag, es allen Kindern gerecht werden zu können. Wir bitten die Eltern um offene und unvoreingenommene Aussprachen über das, was ihre Kinder aus der Schule berichten, auch wenn es für uns zunächst unangenehm sein sollte, weil wir sonst nicht erfahren, was wir bei uns als Personen, im Kollegium, in der Schule und ihrem Umfeld ändern sollten. Wir Lehrerinnen und Lehrer bemühen uns, wenn wir einmal versagt haben und ermahnt werden, unseren Frust nicht an den Kindern loszulassen.

Wir Eltern wissen um unsere Empfindlichkeit im Hinblick auf Kritik an unseren Kindern. Wir wissen, daß Lehrerinnen und Lehrer auch bei bestem Bemühen nicht allen alles recht machen können. Wir werden künftig nicht auf „die“ Schule, „die“ Lehrer und „den“ Unterricht schimpfen – was den Kindern ohnehin nicht weiterhilft! –, sondern mit den Lehrerinnen und Lehrern unserer Kinder das klärende Gespräch suchen suchen.

III. Von der Achtung vor dem Kind und vom förderlichen Umgang mit ihm

Wir Lehrerinnen und Lehrer verpflichten uns, die Würde der uns anvertrauten Kinder zu achten, ihre Interessen und Begabungen zu fördern, sie in ihren Schwächen nicht zu

entmutigen, ihnen bei der Entfaltung ihrer geistigen und emotionalen Entwicklung hilfreich zu sein und ihre Lernarbeit nicht durch unnötige Leistungszwänge zu behindern.

Wenn wir Kinder ermahnen müssen, dann verfahren wir so – und darum möchten wir auch die Eltern herzlich bitten! –, daß wir im Gespräch an ihre Einsicht appellieren und sie wissen lassen, daß die beste Entschuldigung darin besteht, aus Versehen und Versäumnissen lernen zu wollen und sich Mühe zu geben.

Wir verabscheuen körperliche Strafen – und hoffen, daß dies auch für die Eltern gilt! –, und wir bestrafen auch nicht durch die noch schmerzhafteren Formen des kalten Blicks, des Entzugs liebevoller Zuneigung und der Verweigerung ermutigenden Zuspruchs.

Wir besprechen mit unseren Schülerinnen und Schülern regelmäßig die Erwartungen, die wir an sie haben. Wir laden die Schülerinnen und Schüler regelmäßig ein, uns ihre Erwartungen mitzuteilen, die sie an uns haben, und uns bei der alltäglichen Gestaltung des Unterrichts zu helfen. Auf diese Weise wollen wir einen Beitrag leisten zu einer demokratischen Schulkultur und damit zur Entwicklung einer selbstbewußten und hilfsbereiten Selbständigkeit unserer Schülerinnen und Schüler.

Wir Eltern verpflichten uns, für die Lernarbeit unserer Kinder nur ausnahmsweise als „Hilfslehrer“ oder „Hauslehrer“ zu arbeiten, denn

- wir wissen, daß andernfalls die Lehrerinnen und Lehrer unserer Kinder keine realistische Vorstellung vom Ausmaß des Erfolgs ihrer Lehrtätigkeit entwickeln können;
- wir möchten vermeiden, daß die Kinder die Arbeit und das Engagement ihrer Lehrerinnen und Lehrer relativieren und auf das häusliche Hilfspersonal vertrauen (müssen);
- wir möchten, daß sich unsere Kinder ihre Erfolge und Versäumnisse sich selber zuschreiben können, weil sie sonst kein realistisches Selbstbild von sich selbst entwickeln können;
- wir möchten vermeiden, daß die unterschiedlichen und unterschiedlich möglichen elternhäuslichen Stützungen und Interventionen schulische Erfolgsunterschiede erzeugen, die den Gerechtigkeitsinn der Kinder kränken;
- wir halten es für schädlich, das ohnehin nicht immer spannungsfreie Familienleben und den außerschulischen Alltag, der für viele Kinder belastend ist, zusätzlich mit Schulproblemen zu beschweren. (Daß wir unsere Rat und Hilfe suchenden Kinder im Notfall zu Hause nicht alleine lassen dürfen, versteht sich.)

IV. Perspektiven

Wir Lehrerinnen und Lehrer und wir Eltern wollen gemeinsam darauf hinwirken, daß den Kindern und Heranwachsenden für ihr junges Leben Lebensfreude und Zuversicht gegeben und gestärkt werden. Die Grundlage dafür sind die Erlebnisse von Gelingen und Erfolg und die nachhaltige Erfahrung des eigenen Könnens. So lernen Kinder und Heranwachsende Zutrauen zu sich selber.

Wir Lehrerinnen und Lehrer werden den jungen Leuten einsichtig machen, wann und warum sie Leistungsbewertungen (Zeugnisnoten) ernst zu nehmen haben. Wir bitten die Eltern, die Kinder unter keinen lähmenden Erwartungs- und Leistungsdruck zu setzen. Vielmehr wollen wir gemeinsam ihnen vermitteln, was wir ihnen zutrauen, was sie ausprobieren sollen, was wir ihnen nachsehen (weil nicht immer alles sofort gelingen kann), welche Selbständigkeiten wir nach und nach von ihnen erwarten dürfen und müssen. Wir werden uns daher bemühen, die Lernarbeit der Kinder und unseren Unterricht so zu gestalten, daß die Kinder diese Erwartungen als sinnvoll erfahren und diesen Herausforderungen erfolgreich gerecht werden können.

Wir Älteren sind uns bewußt, daß die junge Generation eines nicht fernen Tages die Last und Verantwortung für uns alle tragen muß. Dazu wollen wir gemeinsam unsere Kinder und Schüler befähigen. Sie sollen lernen und erfahren, was es heißt, stark *und* solidarisch, leistungsbereit *und* sozial verantwortlich zu machen, selbstbewußt *und* hilfsbereit zu sein.

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Ulrich Herrmann

Universität Ulm

Seminar für Pädagogik

89069 Ulm(Donau)

Tel. 0731/50-23070

Fax 0731/50-23072

ulrich.herrmann@sem-paedagogik.uni-ulm.de